

Justus Geilhufe (Hrsg.)

# DAS LEBEN SUCHEN

Bischöfe, Pröpste und Theologen  
in der DDR



Das Leben suchen



Justus Geilhufe (Hrsg.)

# Das Leben suchen

Bischöfe, Pröpste und Theologen in der DDR



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT  
Leipzig

Mit finanzieller Unterstützung:

der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)

des Erzbistums Berlin

des Bistums Erfurt

der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig  
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne  
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Zacharias Bähring, Leipzig

Coverbild: Einführung Bischof Noths in Meißen, Landeskirchliches Archiv Dresden,  
Bestand 20 »Fotosammlung«, Nummer 40

Satz: 3w+p, Rimpar

Druck und Binden: BELTZ Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

ISBN 978-3-374-07413-6 // eISBN (PDF) 978-3-374-07414-3

[www.eva-leipzig.de](http://www.eva-leipzig.de)

Gewidmet Karina  
(sie wird wissen, warum)



# Inhalt

Einleitung .....	9
PROTESTANTEN IN DER DDR	
<i>Christian Lehnert (*1969)</i>	
»Wer wir sind« .....	15
<i>Peter C.A. Morée</i>	
»Welche Missverständnisse, Missdeutungen und Verleumdungen scheinen die DDR für westliche Christen zu umhüllen« Josef Hromádka (1889–1969) .....	27
<i>Michael Hüttenhoff</i>	
»Draußen vor dem Tor« Günther Jacob (1906–1993) .....	45
<i>Gerdi Nützel</i>	
»Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen.« Elisabeth Adler (1925–1997) .....	71
<i>Udo Hahn</i>	
»Das wegweisende Wort sprechen« Johannes Hempel (1929–2020) .....	89
<i>Heiko Franke</i>	
»Dass sich der Herr den Seinen zuwendet und sie sich mit ihm auf den Weg machen« Ulrich Kühn (1932–2012) .....	99
<i>Ehrhart Neubert</i>	
»Verbesserliche Kirche im verbesserlichen Sozialismus« Heino Falcke (*1929) .....	119
<i>Gerdi Nützel</i>	
»... und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden« Christiane Markert-Wizisla (1961–2007) .....	137

## 8 Inhalt

<i>Wolf Krötke</i> (*1938) »Kirche unter Druck« .....	151
KATHOLIKEN IN DER DDR	
<i>Clemens Brodkorb</i> »Das lebendige Zeugnis« Hugo Aufderbeck (1909–1981) .....	167
<i>Martin Fischer</i> »Wir Bischöfe identifizieren uns mit den Schwächsten!« Joachim Meisner (1933–2017) .....	183
<i>Jörg Seiler</i> »Das Evangelium Jesu Christi auf mitteldeutsch buchstabieren« Joachim Wanke (*1941) .....	197
Der Herausgeber .....	219
Die Autoren .....	221

# Einleitung

Die Idee zu diesem Buch entstand in einem Gespräch mit Ernst Koch. Uns beide bewegte das oftmals nur bruchstückhafte Wissen der deutschen Öffentlichkeit über das kirchliche Leben in der DDR. Dabei war uns bewusst, dass dies kein neues Phänomen, sondern eher als Resultat eines länger anhaltenden Prozesses zu verstehen war. So schrieb Rudolf Mau bereits 2005 im Vorwort zu seinem Band »Der Protestantismus im Osten Deutschlands (1945–1990)«, dass die Erinnerung an das kirchliche Leben in der zweiten deutschen Diktatur zu »verblassen« drohe.<sup>1</sup>

Dass die Aufarbeitung und Analyse des kirchlichen Lebens in der DDR heute durchaus Not tut, zeigte erst kürzlich ein Beitrag des Publizisten und AFD-Mitbegründers Konrad Adam in der NZZ, in dem er unter anderem über die Praxis der Kirchen in der DDR schrieb, sie hätten sich als »Kirche im Sozialismus« bei den »Machhabern angebedert, wodurch sie für die einen überflüssig, für die anderen, denen es ernst war mit ihrem Bekenntnis, unglaublich wurden.«<sup>2</sup> Diese These steht unseres Erachtens in einem krassen Widerspruch zu der Erfahrung vieler Christen der ehemaligen DDR, die von sich selbst sicher sagen würden, dass sie nach einem glaubwürdigen Weg gesucht haben, die bestehenden unmenschlichen Verhältnisse zwar anzunehmen, aber ihnen gegenüber doch zugleich frei zu bleiben, wie es Landesbischof Johannes Hempel auf der sächsischen Herbstsynode 1977 formuliert hat. Es gibt offenbar im Hinblick auf die Geschichte der Kirchen in der DDR eine oftmals selektive Wahrnehmung, die heute zu kontroversen Einschätzungen führt. Mau spezifiziert dies noch einmal, indem er schreibt: »Wegen der Nichtbeachtung oder falschen Gewichtung von Situationen gab es Fehlurteile besonders hinsichtlich des kirchenleitenden Handelns.«<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> RUDOLF MAU, *Der Protestantismus im Osten Deutschlands (1945–1990)*, Leipzig 2005, 6.

<sup>2</sup> Konrad Adam am 2.11.2021 in der NZZ Siehe: <https://www.nzz.ch/meinung/die-kirchen-in-deutschland-machen-politik-brauchen-wir-solche-kirchen-ld.1651243>

<sup>3</sup> MAU, *Protestantismus*, 6.

## 10 Einleitung

Dieses kirchenleitende Handeln soll im vorliegenden Buch in den Fokus rücken. Eine erste Annäherung ist dabei die Betrachtung der Biografien einzelner kirchenleitender Persönlichkeiten. Sie birgt die Möglichkeit, die ganz individuellen Gründe für weitreichende Entscheidungen auf Landeskirchen- und Bis­tumsebene in den verschiedenen Phasen der Existenz der kirchlichen »Konfliktbewältigungsgemeinschaft« (Johannes Hempel) in der DDR in den Blick zu nehmen und so ein größeres Verständnis für die verschiedenen Momente von Abgrenzung und Anpassung an den sozialistischen Staat zu erlangen.

Der Fokus auf einzelne Biografien ermöglicht es grundsätzlich, die Kirchen in der DDR nicht als monolithischen Block zu betrachten, sondern ihre durchaus ausdifferenzierte Gestalt und die zeitlich wie auch regional ganz unterschiedlichen Entwicklungen in den Blick zu nehmen. So waren die 1950er Jahre von einer gefährlichen Konfrontation zwischen Kirche und Staat geprägt, die 1960er bis 1970er von einer Abnahme der existentiell bedrohlichen Konflikte, während die 1980er Jahre den zunehmenden Widerspruch seitens der friedens- und ökologiebewegten kirchlichen Jugend gegenüber Partei und Staat zum Vorschein brachten, der über zunächst innerkirchliche Diskussionen wie dem Konziliaren Prozess auch bald seinen Ausdruck in der Öffentlichkeit des DDR-Staates fand. Dazu gab es während der Zeit des Bestehens der DDR zwischen lutherischen Landeskirchen wie Thüringen und Sachsen und den unierten Landeskirchen wie der Kirchenprovinz Sachsen und der Evangelischen Kirche Berlin Brandenburg erhebliche Unterschiede im Umgang mit den unmittelbaren Eingriffen durch den sozialistischen Staat, aber auch in der Gestaltung des Gemeindeaufbaus und der Aufrechterhaltung der theologischen Arbeit und des geistlichen Lebens. Das hatte sicher oftmals mit dezidiert lutherisch beziehungsweise uniert geprägten Leitungsfiguren zu tun. Die katholische Kirche hielt sich durch ihre Minderheitenposition wie auch ihre Verbindung nach Rom in der ganzen Zeit der Existenz der DDR mit politischen Äußerungen wiederum stark zurück, was ihr oftmals den Vorwurf der »Wagenburgmentalität« eingebracht hat, den der Blick auf die Biografien von verschiedenen Leitungsfiguren in dieser Drastik nicht bestätigt.

Zum Forschungsstand ist grundsätzlich zu sagen, dass die Geschichte der Kirche in der DDR durchaus früh und eingehend erforscht wurde.<sup>4</sup> Hinsichtlich der konkreten Lebensläufe von Bischöfen, Pröpsten oder Theologen der damaligen Zeit lässt sich jedoch zweierlei beobachten. Zum einen gab es recht früh einige wenige kleinere Publikationen zu den Biografien kirchenleitender Per-

---

<sup>4</sup> Siehe: ROBERT F. GOECKEL, *The Lutheran Church and the East German State. Political Conflict and Change under Ulbricht and Honecker*, London 1990; Gerhard Besier, *Der SED-Staat und die Kirche. 1969-1990*, Berlin 1995; Rudolf Mau, *Der Protestantismus im Osten Deutschlands. 1945-1990*, Leipzig 2005.

sönlichkeiten.<sup>5</sup> Das Interesse daran hat jedoch ebenso früh auch wieder nachgelassen. Später erschienen vor allem autobiografische Bücher einzelner Protagonisten<sup>6</sup>. Der wissenschaftliche Wert dieser Erinnerungen ist jedoch naturgemäß begrenzt, was zur zweiten Beobachtung führt: Die Analyse des kirchlichen Lebens der DDR, gerade auch die Biografien seiner herausragenden Persönlichkeiten, sind zunehmend Gegenstand populärwissenschaftlicher Veröffentlichungen.<sup>7</sup> Diese Publikationen sind selbstverständlich ein wertvoller Beitrag zur Erinnerungskultur unseres Landes und unserer Kirchen. Dennoch braucht es in Zukunft die wissenschaftliche Analyse der Lebensläufe der einzelnen Leitungsfiguren. Diese kann heute glücklicherweise an eine Reihe kirchengeschichtlicher Vorarbeiten anknüpfen.<sup>8</sup> Dabei zeigt sich, dass es durchaus schon eine fundierte Forschung zum Kirchentum der DDR gibt, die aber im Hinblick auf die Biografien einzelner Protagonisten aus den verschiedenen Konfessionen und deren Einfluss auf die konkrete Praxis der jeweiligen Bildungseinrichtungen, Landeskirchen und Bistümer noch strukturierter Ausarbeitung bedarf.

Der hier vorliegende Sammelband zu den verschiedensten Männern und Frauen aus Theologie und Kirchenleitung der DDR-Zeit soll einen Auftakt dazu darstellen. Ernst Koch und ich hatten das Gefühl, dass über drei Jahrzehnte nach dem Ende der DDR die Leistung dieser Menschen, die in der DDR Verantwortung für die evangelische wie auch die katholische Kirche getragen haben, noch nicht ausreichend gewürdigt worden ist. Diese Würdigung zu leisten, ist das eine,

<sup>5</sup> Bereits 1996 interviewte Udo Hahn Landesbischof Hempel und veröffentlichte daraufhin den Gesprächsband »Annehmen und frei bleiben«. 1998 veröffentlichte Peter Beier in *Verkündigung und Forschung* (43) den Beitrag »Lebenswege in der DDR: I. Persönlichkeiten aus dem kirchlichen Bereich«. 1999 erschien ein von Hagen Findeisen und Detlef Pollack herausgegebener Interviewband mit dem Titel *Selbstbewahrung oder Selbstverlust. Bischöfe und Repräsentanten der evangelischen Kirchen in der DDR über ihr Leben. 17 Interviews*.

<sup>6</sup> KLAUS-PETER HERTZSCH, *Sag meinen Kindern, dass sie weiterziehen. Erinnerungen* (Stuttgart: Radius, 2002); HEINO FALCKE, *Wo bleibt die Freiheit?* (Freiburg: Kreuz, 2009); WERNER KRUSCHE, *Ich werde nie mehr Geige spielen können. Erinnerungen*, Stuttgart 2012 u. v. m.

<sup>7</sup> Zu nennen wäre hier natürlich der Band *Inseln im roten Meer* von Wolfgang Ratzmann und Thomas Seidel aus dem Jahr 2017 oder Bettina Röders Biografie von Axel Noack mit dem Titel *Biografie eines frohgemuten Protestanten* aus dem Jahr 2019 u. v. m.

<sup>8</sup> KLAUS FITSCHEN, *Friedliche Revolution und Sächsische Hochschulen im Jahre 1989*, in: Sächsische Landeszentrale für politische Bildung 2015, pp. 137–150; DERS., *die Entwicklung der kirchlichen Jugendarbeit in der DDR als kirchenpolitisches und innerkirchliches Spannungsfeld*, in: R. KOERRENZ und A. STIEBRITZ (Hrsg.), *Kirche – Bildung – Freiheit: Die offene Arbeit als Modell einer mündigen Kirche*, Paderborn 2013. DERS., *Die Rolle der Kirchen im Umbruch von 1989/90 in Forschung und Erinnerung*, in: *Mitteilungen zur Kirchlichen Zeitgeschichte*. 2020, 104–107; MARKUS SCHMIDT, *Charismatische Spiritualität und Seelsorge*, Göttingen 2017, uvm.

## 12 Einleitung

geringere Anliegen dieses Bandes. Das andere, weit wichtigere ist es, in einer Zeit, in der nicht mehr nur die ost-, sondern die gesamtdeutsche Gesellschaft entkirchlicht worden ist, den Rückblick auf das, was diese Menschen in der kirchenfeindlichen Umgebung des DDR-Sozialismus bewegt hat, zu wagen. Hier liegt auch das verborgen, was uns heute als Christengemeinschaft Trost und Orientierung bieten kann.

Dieses Anliegen verfolgt der vorliegende Band: Nachzuforschen, wie der Protestantismus und der Katholizismus in der DDR überlebt haben, und dabei anhand kirchenleitender Biografien darzulegen, wie beide Konfessionen ihren Weg durch den Atheismus gefunden haben. Viel ist von damals zu lernen. Viel ist heute davon zu erzählen. Es bleibt zu wünschen, dass die Kirche heute hört und von jenen zu lernen bereit ist, die einen hohen Preis bezahlt haben für das Leben des Christentums im Ost-Teil dieses Landes. Sie haben gelernt, was es bedeutet, die Kirche in einer Umwelt zu leiten, die ihr feindlich gegenüberstand und diese Umwelt doch zu lieben und bis zu dem Punkt zu verändern, dass die menschenverachtenden Verhältnisse des DDR-Regimes durch das Handeln der Kirche zu ihrem Ende kamen.

Dieses Erbe muss die Kirche Ostdeutschlands heute selbstbewusst erhalten und an andere weitergeben. Daher gilt mein besonderer Dank allen, die zum Entstehen dieses Buches beigetragen haben. Das sind neben dem bereits erwähnten, von uns allen hochverehrten Ernst Koch alle Autoren der vorliegenden Beiträge wie auch stud. theol. Elisa Ströle und cand. theol. Albrecht Meinel, die das Lektorat der Texte freundlicherweise übernommen haben. Der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), dem des Erzbistum Berlin, dem Bistum Erfurt, wie auch der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens gilt Dank für die großzügige finanzielle Unterstützung des Drucks dieses Buches. Nicht zuletzt gilt meine Dankbarkeit meiner Frau Anne, ohne die Buchprojekte wie dieses neben einem auch für uns als Familie einfordernden Pfarrdienst in Gemeinde und Hochschule niemals zu bewältigen wären.

S.D.G.

Justus Geilhufe  
Großschirma, am 12. Januar 2023

# **Protestanten in der DDR**



# »Wer wir sind«

*Christian Lehnert (\*1969)*

Meine sehr geehrten Damen und Herren, über Kirche in der DDR zu sprechen, haben Sie mich eingeladen.<sup>1</sup> Nun bin ich kein methodisch arbeitender Kirchenhistoriker, der seine Begriffe aus der Distanz zu seinem Gegenstand gewinnt, sondern ein Hineingeborener, auch Hineingeworfener, auch Verwundeter, der nicht so einfach von seinen Erinnerungen abstrahieren will und kann. Dann haben Sie in mir auch einen Dichter und Essayisten angefragt – jemanden also, der sich an den Rändern der Sprache bewegt, dort, wo sie ausfranst ins Unbekannte und bisher Udenkbare, und dabei bin ich geradezu substantiell angewiesen auf meine subjektiven Resonanzen und mein eigenes Empfinden. Ich werde Ihnen also von persönlichen Erlebnissen erzählen und diese theologisch reflektieren, mehr nicht, und ich hoffe, dass es für Sie dennoch ein Erkenntnisgewinn sein wird, sei es im Modus der Verstörung.

Drei Schritte habe ich vor. Ersten will ich mit Ihnen die unsichtbare Kirche betreten, die sich in der marxistischen Ideologie verbarg und vor meinen allerersten Begegnungen mit einer institutionalisierten Kirche bereits eine liturgische und theologische Schneise in meine Biografie geschlagen hat. Zweitens will ich mit Ihnen die Kirche in der DDR als eine zweite Öffentlichkeit besuchen, einen anderen Sprachraum, der ein anderes Denken eröffnete. Drittens will ich von der Ohnmacht sprechen, der Kirche als Ort des Widerstandes in der Schwäche – und dabei ein bestimmtes Verständnis dessen vorschlagen, was mit Kirche, griechisch *ekklesia*, gemeint ist.

---

<sup>1</sup> Diesen Vortrag hielt Christian Lehnert als Eröffnungsvorlesung des Studienjahres 2020/2021 in der Aula der Theologischen Hochschule Reutlingen am 5. 10. 2020 (Anmerkung des Herausgebers).

## 1. Die unsichtbare Kirche

Verse waren mir über die Schläfen gestrichen in der Nacht, »wenn verlassen sind / die Räume, in denen Antworten erfolgen, wenn / die Wände stürzen und Hohlwege, aus den Bäumen / fliegen die Schatten, wenn aufgegeben ist / unter den Füßen das Gras, / weiße Sohlen betreten den Wind ...« Ich hatte jenes Gedicht am Abend zigfach gelesen und nichts verstanden. Niemanden hatte ich jemals so sprechen hören. So etwas gab es nicht im Literaturunterricht, nicht im Radio, nicht in den Büchern, die ich sonst las. Ich war vierzehn Jahre alt und hatte mir einen Band von Johannes Bobrowski aus dem elterlichen Bücherschrank in Dresden genommen. Zaubersprüche hatten mich nun eingeholt, unverständene Vokabeln, die ein Flirren erzeugten, welches mich, plötzlich unsicher meiner selbst und allem gegenüber, was ich zu wissen glaubte, schweben ließ. Was die Verse bedeuteten, konnte ich nicht im mindesten sagen, kein Zusammenhang erschloss sich zwischen den Geheimnissen, »Hohlwegen«, »weißen Sohlen«, »aus den Bäumen / fliegen die Schatten«.

Die Worte hallten im Schlaf wider, in wirren Träumen. Am Morgen wachte ich auf und hatte eine Frage bestimmend im Kopf, die mit den Versen zunächst nichts zu tun hatte und ihnen doch unerklärlich entsprungen war: Ist ein Gott?

Ich wusste, dass es keinen gab. Die Frage war hundertfach in der Schule erörtert worden: Kirche war eine Vertröstung auf ein Jenseits, um Menschen niederzuhalten in Unterdrückung. Religion hatte keinen Ort im Sozialismus, unter den freien Besitzern der Produktionsmittel, die hier und heute eine bessere Welt bauten. Aber das Wort »Gott« war an diesem Morgen doch wie ein Splitter da in meinem übermüdeten Kopf, so wie die Verse Bobrowskis, die mir nichts sagten und mich nicht losließen, Echos, »der Dornbusch flammt, / ich hör seine Stimme, / wo keine Frage war, ein Gewässer / geht, doch mich dürstet nicht«. Was für ein Gewässer? Welcher Dornbusch? Wer hätte was fragen sollen?

Wenn ich von dem plötzlichen und unerklärlichen Aufbrechen einer existentiellen Gottesfrage in meiner Jugend erzählen soll, greife ich oft auf bestimmte Muster zurück, höre mich sagen: Ich interessierte mich plötzlich für die Kirche, weil sie eine Gegenwelt war zu den engen Denk- und Sprachformen in der realsozialistischen Schule. Oder: Kirche war so fern wie New York oder das Amazonasdelta, und ich konnte doch hin. Nur über die Straße musste ich gehen in das baufällige Backsteinhaus, versteckt hinter hohen Bretterwänden, durch das Gittertor in die zwielichtige Zone. Der Hauch des Verbotenen und der Gefahr verlieh den muffigen Gemeinderäumen einen besonderen Reiz. Hier begann das Andere.

All das ist richtig, aber ich erinnere mich genauer: Ich war doch aufgewachsen mit strengen gottesdienstlichen Formen, ohne es zu wissen. Wenn ich mit meinen Freunden auf dem Schulweg mit der Straßenbahn in den Dresdener Stadtteil Übigau fuhr, über die Brücke des Elbflutgrabens, wenn wir die kleine

Plattensiedlung dort auf ewig schlammigen Wegen durchquerten und die 42. Polytechnische Oberschule näher kam, war uns unausgesprochen klar, dass wir uns selbst zurückließen. Noch als die selbstvergessen über den Schulhof jagenden Jungen würden wir Rollen ausfüllen. Die erste Regel des Spiels war: Du bist ein anderer. Die Wirklichkeit war hier eine Liturgie, ein subtiler, feingliederiger und unentrinnbarer Kult vor dem Altar der Partei, der »Vorhut« der Vollendung.

Der Appellplatz: Stillstand, die kindlichen Körper, winters umschwirrt von Schneeflocken, sommers von Mücken. Die winzigen Glieder von Insekten, Außenskelette, und die von halbwüchsigen Menschen, innere Gerüste, bildeten zusammen eine summende *Scola*. Wir warteten auf den Parteisekretär oder den Direktor der Schule. Still – der Nacken, der Hals, der Schultergürtel. Wir Schüler waren geordnet nach Größe.

Disziplinierte Geometrie unter strömenden  
Faltern und Fahnen. Wir schrumpften.  
Kinder fielen in eins,  
schwenkten den Kopf in dem dumpfen  
Tanz des Kindergebeins.

Die anfängliche Stille war ein Bekenntnis unserer Schuld, ein *Confiteor* – der verletzten Disziplin, der Faulheit, der Einflüsterungen des Klassenfeindes, des mangelnden Glaubens. Dann wurde gesungen, ein *Introitus*: »Brüder zur Sonne zur Freiheit, Brüder zum Lichte empor ...« Die Lehrer zogen ein, in ihrer Mitte der Schulleiter. Er trat ans Pult und sprach ein *Votum*: »Seid bereit!« Aus hunderten Kehlen dröhnte es: »Immer bereit!«

Hinter dem Kollegium war ein Hochaltar aufgebaut. Dort stand eine Fahnenwand mit einem großen Bild des Genossen Erich Honecker, blumengeschmückt. Wortverkündigung, Predigt um Predigt folgte. Ich erinnere sie kaum, wir waren damit beschäftigt, still zu halten. Das Gefälle war enorm: Hier unsere zappeligen Körper, dort der strenge Priester »ohne Gott«, der uns den Weg wies in eine andere Welt. Zu Hochfesten gab es auch Sakramente: Urkunden und kleine Abzeichen aus Gold, Silber oder Bronze für die besten Schulleistungen und die meisten gesammelten leeren Flaschen und Stapel Altpapier. Man war stolz, man war verwandelt.

Ich weiß nicht, wie ich dazu fand, als Jugendlicher an einem herbstlichen Spätnachmittag in der frühen Dunkelheit bei dem mir ganz fremden Ortspfarrer zu klingeln und ihn unvermittelt zu fragen, ob ich konfirmiert werden könnte (ohne dass ich wusste, was genau das sei, ja, nicht einmal, was ich ihn eigentlich hätte fragen wollen, denn das Wort »Konfirmation« war nur eine Chiffre für das mir noch ganz Unbekannte). Waren Verse von Bobrowski über die Straße vorausgeweht? Aber ich verstand sie doch gar nicht. Mittler ohne Botschaft waren

sie, nur Auslöser für das plötzliche Gefühl, in mir nicht zu Hause zu sein. Eine »Stimme / wo keine Frage war«.

Wenn ich heute über Kirche in der DDR sprechen soll, so werden für mich die unsichtbaren und in die Kultur der DDR doch tief eingesickerten Echos des Christentums immer bestimmender. Zur sozialistischen Diktatur gehörte eine ausgefeilte Liturgie. Die Diktatur des Proletariats glich zudem in ihrem Aufbruch zum Kommunismus einem religiösen Weg, der seine eschatologische Hoffnung allerdings auf die Negation Gottes setzte – aber sie war darin unzweifelhaft eine Glaubenslehre, eine säkularisierte Transzendenzgestalt, und so nahm sie religiöse Formen an, die denen der Kirche ähnelten. In der Sprache war es die Gestalt der Mythen und Metaphern, der Dogmen und der Dialektik. In der Sozialgestalt war es die Lebensweise einer Kirche als Partei der Erwählten, als wanderndes Gottesvolk. Ideologisch war es die Gewissheit, auf einem Weg durch die Fremde zu sein, dabei aber den Schlüssel zu besitzen zu einer absoluten Wahrheit, in deren Namen alles erlaubt war. Was einst für die Intellektuellen der 1950er und -60er Jahre noch eine starke Sogkraft besaß, war allerdings in den 1980er Jahren, von denen ich erzähle, nur noch verkrustete Behauptung, gar nicht mehr glaubhaft, ein enger Sprach- und Denkpanzer. Aber unzweifelhaft hatte der in der DDR gelehrte Marxismus eine religiöse und eschatologische Dimension. Ich muss nur in meinem damaligen Geschichtslehrbuch blättern. Da lese ich etwa Sätze von Rosa Luxemburg, auf einem Parteitag der KPD 1919 gesprochen, und sie sagt: »Die Revolution hat keine Zeit zu verlieren, sie stürmt weiter – über noch offene Gräber, über ›Siege‹ und ›Niederlagen‹ hinweg – ihren großen Zielen entgegen. Wir fußen heute, wo wir unmittelbar bis vor die Endschlacht des proletarischen Klassenkampfes herausgetreten sind, geradezu auf jenen Niederlagen, deren keine wir missen dürfen, deren jede ein Teil unserer Kraft und Zielklarheit ist.« Wer hört in diesem Sound nicht den Glauben, die messianische Zuversicht?

Aber weiter: Was fand ich in der sichtbaren Kirche, der evangelisch-lutherischen Kirche vor? (Und wäre ich damals am Abend nicht rechts, sondern links herum die Straße gelaufen, hätte ich beim katholischen Pfarramt geklingelt – und meine Biografie wäre anders gewesen.)

## 2. Kirche als anderer Sprachraum

Ich betrat einen abgedunkelten Raum. Eine Gruppe Jugendlicher saß an einem langen Tisch. Die meisten waren so alt wie ich, fünfzehn oder sechzehn. Es wurde, als ich eintrat, plötzlich still. Der Tisch endete vor einem Fenster, das mit einem schwarzen Rollo verhängt war und im ersten Augenblick aussah wie ein Loch in der Wand. Heute würde man das Haus, wo dieses hohe Zimmer im Erdgeschoß

lag, eine Ruine nennen. Es stand einzeln auf einem weiten Hinterhof. Hier in der zweiten Reihe war Dresden noch Mitte der 1980er Jahre eine Schutthalde.

Ich war es seit frühester Kindheit gewohnt, zwei Sprachen zu sprechen: eine zu Hause und eine draußen. Ich bin zur Anpassung erzogen worden. Ich beherrschte es, im Staatsbürgerkundeunterricht zu brillieren. Ich wusste, wie es ging. Mein Gefühl für Identität war dabei schwach ausgebildet, so dass ich es nicht als Lüge empfand, anderen nach dem Mund zu reden. Zugleich war ich ausgehungert von sprachlichen Formeln, Dunkelzellen des Empfindens. Jetzt stand ich in dieser Raumkapsel. Sie schwebte. Ihr Triebwerk war das Licht eines Diaprojektors, der ein Bild an eine Wand warf. Darauf sah man zwei gefaltete Hände. Wovon der Pfarrer sprach, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich auch nicht, wie ich an dem Tisch Platz fand. Ich weiß nur noch, wie sich mein Gehirn in einer Sprache festbiss, in der die Worte eine ganz ungewöhnliche Bedeutung hatten – ein Vibrieren, als ob nichts Benanntes es selber blieb, und etwas sprang mich an, drehte mich immer schneller um eine unbekannte Achse. Was das Wort »Friede« hier meinte, hatte nichts mit atomarer Bedrohung aus dem Westen zu tun. Wenn von »Wahrheit« die Rede war, stand keine wissenschaftliche Weltanschauung drohend im Raum – nur ein nebulöser Sog, tastende Worte, die magischen Charakter hatten, die wie Zauberformeln klangen: »Dreieinigkeit«, »eins und drei« und »zwei« in den »Naturen« und immer wieder das Rätselwort: »Gott«. Von da an war nichts mehr eindeutig. Der christliche Glaube war für mich eine Dauerirritation.

Kirche – das war für mich als Jugendlichen in der DDR wie für viele andere vor allem ein anderer Sprachraum. Innerhalb der ideologisch sortierten Welt, innerhalb der Mechanik der Begriffe, des Denk- und Sagbaren gab es eine Insel, eine Vakuole, in der die Wörter eine andere Existenzform hatten. Sie bedeuteten etwas anderes, eröffnete eine andere Welt. Hier entstand ein Freiheitsraum, einfach dadurch, dass sich eine andere Möglichkeitsform der Wirklichkeit zeigte. So gesehen war die Kirche an sich in ihrem bloßen Dasein bereits ein politischer Widerstandraum, ohne dass er als solcher explizit werden musste. Noch die herkömmlichen Formen (die für mich nebenbei hoch innovativ und erstaunlich wirkten) – Vaterunser, lutherisches Sündenbekenntnis, alte Kirchenlieder – waren politisch. Allein weil sie da waren und den Geltungsanspruch der Parteiideologie relativierten. Unter den Gewölben Dresdener Kirchen erschien die Welt verwandelt, waren die zwar gleichen Fakten anders sortiert, ergaben einen anderen Sinn, damit eben auch andere Erfahrungsräume. Kirche hatte mich vor allem zum Denken erweckt, und so fielen – wie für viele andere auch – theologische und gesellschaftliche Themen merkwürdig ineinander. Die Kirche entfaltete eine Ersatzöffentlichkeit, sie war ein Container experimentierenden Denkens. Diese brodelnde und energetisch geladene, köchelnde Innenwelt der Gemeinden verdampfte dann auch sofort, als mit dem Zusammenbruch der DDR

der Druckraum wegfiel, – und übrig blieb, wenig überraschend, als *caput mortuum*, die Kirche als Weltzugang unter vielen anderen.

Mit dem Abstand der Jahrzehnte dämmert mir heute, dass die sprachliche Widerstandskraft der Kirchen in der DDR jedoch nicht allein erklärbar ist aus ihrer Unterschiedenheit von der ideologischen Enge. Etwas im Wesen der religiösen Sprache selbst gab ihr die politische und seelische Störkraft – denn die religiöse Sprache *ist* eine Verstörung. Sie greift fortwährend in einer Bewegung aus ins Ungesagte, Offene, das mit dem Geheimnis Gottes gegeben ist. Sie verkümmert, wo sie selbst weltanschaulich wird. Ihr Wesen ist die Grenzüberschreitung, der Glaube haust an den Rändern der Sprache, wo sie in Metaphern und Bildern und Erzählungen über sich hinauswächst. So war mit der Kirche ein wandernder Riss, eine lebendige Lücke eingelassen in das Gefäß einer geschlossenen Gesellschaft, – und dieser Riss war so verstörend, weil er sich selbst wiederum der sprachlichen Einhegung entzog.

Das ist für die Gegenwart in meinen Augen von besonderer Bedeutung: Eine der größten Gefahren für unsere Kirchen besteht heute darin, dass sie sich im Konzert divergierender Weltanschauung selbst als solche darstellen und den Eindruck erzeugen, als bestünde Glaube in der Zustimmung zu bestimmten Aussagesätzen. Die große dänische Lyrikerin Inger Christensen hat einmal gesagt: »Vielleicht kann die Poesie gar keine Wahrheiten sagen; aber sie kann wahr *sein*, weil die Wirklichkeit, die mit den Worten folgt, wahr ist. Diese geheimnisvolle Gefolgschaft zwischen Sprache und Wirklichkeit ist die Erkenntnisweise der Poesie.« Das gilt wohl gleichermaßen für poetische und für religiöse Sprache: Wir können von Gott keine Wahrheiten sagen, aber unsere Rede kann wahr *sein*. *Im Sprechen*. Religiöse Sprache sucht und bildet *im Sprechen* ihren Gegenstand. Sie spricht nicht von »etwas« ihr »Vorgängigem« im Modus des Abbilds. Sondern, *was* sie sagt, ist ihr immer entzogen. Mühsam grenzt sie es in Bilder, Gebete, Dogmen ein, aber es bleibt in der Mitte ein Loch, ein Krater, eine Offenbarungswunde. Religiöse Sprache ist demnach ein Flirren: Sie errichtet einerseits dauernd Bilder, die eingrenzen, die verständlich und kultisch regulierbar machen wollen; ja, man kann sagen: die semantisch beherrschen wollen (je mit der Tendenz zum Verfertigen von Götzenbildern). Andererseits steht sie permanent vor den Trümmern ihrer selbst und muss feststellen, dass nichts gesagt und nichts erkannt ist. Anders könnte man sagen: Das Wesen religiöser Sprache besteht in der Bewegung, und ihre Wahrheit geschieht als Resonanz in der Bewegung.

Nach meiner Entlassung als Bausoldat im Frühjahr 1989 arbeitete ich für einige Monate in einem psychiatrischen Pflegeheim in Dresden, einem großen verdreckten Betonbau, der im Volksmund »die Sieche« genannt wurde. Ich suchte als junger Mann nach den teils erschütternden Kasernenerfahrungen gerade die krankhaften Verzerrungen, um mich in die Normalität und deren Scheinbarkeit in einem zerfallenden System fügen zu können. Jeden Morgen um sechs Uhr begrüßte mich an der stahlbeschlagenen Tür zur geschlossenen Station ein

kleiner rundlicher Mann mittleren Alters in einem tiefblauen Bademantel, über den er einen roten Schal geworfen hatte. Er setzte sich dann meist zu mir, wenn ich im Vorraum das Frühstück für die Patienten zubereitete, und was er mir immer wieder erzählte, klang so: »Sie sind der einzige, zu dem man hier offen sein kann. Das habe ich gleich gesehen. Ihnen kann man vertrauen. Wer hat Sie geschickt? Seien Sie ehrlich! Nein, schweigen Sie! Es ist sicherer, und ich weiß ohnehin, dass es kein Zufall ist, dass Sie hier sind. Ich werde an Sie denken. Auf jeden Fall werde ich an Sie denken, wenn das alles vorbei ist. Sie müssen wissen«, und nun kam er nah heran und flüsterte mir ins Ohr, »dass eine Aktion läuft, um mich hier zu befreien. Ein Ballon soll starten, der auf den russischen Radarschirmen nicht zu sehen ist. In Frankreich arbeitet der Geheimdienst daran. Wissen Sie, ich bin nämlich ein Baron aus sehr altem bretonischen Adel. Die Kommunisten haben mich hier eingesperrt.« Der Mann galt bei den Schwestern als unberechenbar und stand unter besonderer Beobachtung. Er schlief wie alle auf der Station in einem Viererzimmer hinter vergitterten Fenstern und wurde abends mit Beruhigungsmitteln stillgestellt, manchmal auch angeschnallt. Ich hörte seinen Geschichten gern und aufmerksam zu, wenn er ruhig und ausufernd erzählte von seinen Schlössern und Verwandten, von seiner Kindheit mit einem Prinzenzieher und Jagden, von französischer Küche und seiner verhängnisvollen Reise in die DDR, um Deutsch zu lernen, von einer unterstellten Agententätigkeit, den Folterungen mit Bügeleisen und Kabelpeitschen durch die Stasi und einer Morddrohung durch Mielke persönlich. Ich sagte nichts dazu. Einmal sah er mich lange an und meinte plötzlich: »Sie glauben mir nicht. Woran lohnt es sich denn aber auch zu glauben?«

Da war sie, dachte ich damals, die Kraft der Imagination. Da war sie, die Metapher, die sich in ihrer Übertragung nicht auf eine »uneigentliche Rede« beschränken ließ, sondern die Wahrnehmung verwandelte. Der adlige Mann war ein ganz unsicherer Zeuge, unsicher wie ich mir selbst. Er hatte ein gebrochenes Verhältnis zum dem, was wirklich war. Aber ich war doch damals ständig auf der Suche nach Ausdrucksformen, in denen ich mich freimachen könnte von der zementierten Wirklichkeit – und so hörte ich ihm zu. Ich war dabei, ein Dichter zu werden und zugleich die Religion tiefer in meinen Denkhauhalt einzulassen. Das Bildersehen und -dichten, der poetische Puls des Sprachwesens Mensch, öffnet ihn für das, was nicht ist, und führt ihn hinaus. Wohin? In die Verunsicherung, in die Illusion, in die Lücken, wie sie das Wort »Transzendenz« als lateinische Verbalform (*transcendere*, überschreiten) meint: abenteuerliches Hinübergehen.

Was ist aus dem Mann im blauen Bademantel geworden? Wurde er entlassen nach der Wende? Oder aufgegeben in seinen wirren Innenwelten? Als ich nach dem Zusammenbruch der DDR das Heim besuchen wollte, war es weitestgehend aufgelöst und die allermeisten Patienten fort und verlegt.

Damit nun bin ich beim letzten und für mich vielleicht aktuellsten Punkt:

### 3. Kirche in der Schwäche: der Nullpunkt

Wieder muss ich Erinnerungen erzählen: Im Dunkel, Nachbilder wie Flammenkreise, als stürzte dieser kriechende, der züngelnde Raum in sich zusammen. Blendungen, sie schrumpften bald, rasten auf mich zu. Ich hob reflexartig die Arme. Aber ich konnte den Farben keinen Widerstand entgegensetzen, und alles fiel – nicht in einen Abgrund, sondern in mich hinein.

Allmählich wurde es dunkler. Die Ringe verblassten, Nachkommen des Tageslichts, und die Panik wuchs: Ich war allein. In dem Stahlkessel. Und auch das war nur noch eine Vermutung, wo doch der Raum, besser: die schwarze Hintergrundfläche, sich immer weiter zusammenzog. Mir war schwindlig. Ich meinte kurzzeitig, auf dem Kopf zu stehen, oder drehte sich das Ganze? Wo kam ich her?

Immer dunkler ... Doch! Es war nun deutlich ein umschriebener Raum fühlbar. Ich war von der Leiter aus hineingesprungen, in die gekrümmte Enge. Ich musste mich auf den Atem konzentrieren. Die unerwartete Luftknappheit machte mir Angst. Angst, die instinkthaft tief aus den Eingeweiden kam, bestimmend, ausweglos. Ich war es nicht geübt, bei körperlicher Anstrengung die Luft nur durch den Filter einer Gasmasken zu ziehen. Ohne Kontakt nach außen, eingehüllt in eine Gummihaut, hockte ich mich nieder, stand dann auf und suchte die Gegenstände, die ich hier haben sollte: eine Stirnlampe und einen Presslufthammer ...

Meine Aufgabe war es, erstarrte Reste von Schwefelsalzen aus einem leergepumpten Kesselwaggon zu pickern, damit er wieder vollständig befüllt werden konnte. Dies gehörte zu den Arbeiten, für die sich 1988 in den maroden Chemieanlagen Leunas kein Zivilist mehr fand, trotz hoher Bezahlung. Die Bausoldaten konnten dazu befohlen werden. Ich hatte einen Presslufthammer, Ohrschützer, ich hatte einen Helm, eine Stirnlampe und Arbeitshandschuhe und eine Gasmasken. Es gab irgendwo eine Luke, die ich derzeit nicht sehen konnte und durch die man mich wieder herausholen würde. Nach vier Stunden? So hatte ich gehört. Ich sah im Lichtkreis der Stirnlampe die gelben Kristalle, die Höhleninnenwelt und begann zu schlagen, zu hacken ... zu hacken, dass außer mir ein Geräusch sei ... Aber der Lärm ergab keine Wirklichkeit ... Ich war allein, nur ich, die Schläge, der Hallraum, nur ich, schlagend ... Es blieb eine dunkle Vorstellung, ein implodierender Traum, der sich nie zu einer klaren Erinnerung, nie zu einem Fakt in der Vergangenheit verfestigen sollte ...

Es war mir ganz warm, als ich wieder einen Menschen sah. Noch am Kesselrand ... der Anblick des Offiziers, der mich in den Waggon befohlen hatte. Eine große Nickelbrille mit dunklen Gläsern und durch den Farbkontrast hervorgehoben die Wangenhaut, unrein und blass, und ich war von einem blinden Vertrauen, von einer weinerlichen Dankbarkeit erfasst, die seiner bloßen Existenz galt: Ich will dir gehorchen ...